

## XXXI.

# Ueber produktive Tätigkeit bei hysterischer Halluzination.

(Versuch einer psychologischen Analyse.)

Von

**Dr. Lydia Felicine-Gurwitsch,**

Arzt an der städtischen Irrenanstalt des Heil. Nicolaus in St. Petersburg

(Mit 1 Abbildung im Text.)

---

Wenn wir uns den gewöhnlichen Typus der Halluzinationen Geisteskranker vergegenwärtigen, so können wir im allgemeinen sagen, dass der Inhalt derselben sozusagen fruchtlos zu sein pflegt. Bleibt die Erinnerung der Halluzination dem Kranken auch ausserhalb derselben erhalten, so kann er doch meistens nicht behaupten, er hätte etwas Neues erfahren oder gelernt, d. h. in Wirklichkeit etwas geschaffen, dass die Summe seines geistigen Besitzes erweitert.

Um so mehr dürfen diejenigen Fälle unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, in welchen wir als Erzeugnis einer wiederholten Halluzination ein Etwas vor uns sehen, was als eine allerdings naive Schöpfung angesehen werden muss, einen wirklichen geistigen Neuerwerb, der ange-sichts der geringen geistigen Kultur des Kranken eine ziemlich respektable Leistung darstellt.

Ein derartiger Fall möge im folgenden geschildert werden:

Im Juli 1909 kam in das Ambulatorium der Irrenanstalt des Heiligen Nicolaus eine Frau J. mit der Bitte, sie von Personen zu befreien, die sie durch ihre häufigen Besuche in Schrecken versetzten. Ihrer ausführlichen Erzählung konnte man folgendes entnehmen: Seit zwei Wochen diene sie in der Familie eines Buchbinders auf dem Lande, unweit Petersburg. Beim Antritt der Stelle habe ihr die Wirtin gesagt, dass sie und ihr Mann täglich zur Stadt fahren und häufig daselbst übernachten. Für den Fall eines nächtlichen Einbruchs lasse ihr die Wirtin zur Wehr einen Revolver und ein Messer. Diese Worte machten auf die Kranke einen unangenehmen Eindruck; sie, die niemals irgend jemand etwas Böses getan, sollte plötzlich in die Lage kommen, einen Menschen zu

töten. Darüber dachte sie oft lange nach. Sie sah sich, in Gedanken den Revolver auf einen Menschen gerichtet, der sich ihr vielleicht mit guten Absichten näherte. Als sie nach einigen Tagen in der Abwesenheit der Herrschaft in das Esszimmer trat, erblickte sie dort eine Frau, die sie bat, nichts zu fürchten und die kommenden Gäste zu empfangen. Bald darauf traten folgende Personen ein: der römische Papst, Friedrich, der König von Preussen und der Metropolite Isidor. Die Kranke bereitete Tee für sie, worauf der König Friedrich sie auf den Wolkowo - Kirchhof schickte, welcher mindestens 15 Werst von der Gegend entfernt liegt, um den Bankier zu holen. Die Kranke gehorchte und nahm, um schneller hinzukommen, einen Fuhrmann. Dort fand sie sofort in einer Hütte die betreffende Person, nahm mit ihr einige Säcke Geld mit, und beide beeilten sich, zurückzukommen. Bei der Rückkehr bediente sie wieder eiligst ihre sonderbaren Gäste, und diese zwangen sie noch, in den Pausen zwischen der Arbeit das Geld zu zählen, indem sie ihr die silbernen Rubel überliessen. Nach Verlauf einiger Zeit verwandelte sich der Bankier unverständlichlicherweise in einen Frosch, den sie auf Befehl des Königs in 4 Teile zerschneiden und aufessen sollte, was sie auch ausführte. Dann sei alles verschwunden. Diese Begebenheit, und besonders die Wiederholung derselben, erfüllte sie mit Grauen, und bald erzählte sie es ihrem Herrn und bat ihn, das Haus nicht mehr zu verlassen. Ihr Hausherr lachte sie, wie auch zu erwarten war, aus, ohne zu verstehen, was mit ihr vorging. Da fühlte sie sich beleidigt und ging mit einem Korb in den Wald, um Pilze zu suchen, aber statt dessen war sie ins Krankenhaus gekommen. Auf die Frage, ob sie lange im Walde gewesen, wo ihr Korb geblieben, und ob sie noch irgend wohin gegangen sei, konnte sie nichts antworten. Den Vorschlag des Arztes, im Krankenhaus zu bleiben und sich behandeln zu lassen, nahm die Kranke an, aber sie wollte ihren Sohn benachrichtigen; sie konnte jedoch weder seine Adresse, noch den Weg zu ihm oder zu den Leuten, bei denen sie gedient, angeben. — So war der psychische Zustand der Kranken. Das physische Bedürfnis liess nichts auffallend Abnormes erkennen.

Wenn wir diese absurde Halluzination näher betrachten, bemerken wir den einzigen Zusammenhang mit dem reellen Leben der Kranken nur darin, dass sie, den Gebrauch des Revolvers oder Messers gegen Diebe fürchtend, einen Menschen (sei es auch in einem Frosch verwandelten) töten musste. Es ist, als ob diese Verwandlung den Kampf vorstelle zwischen ihrem gesunden Bewusstsein und der eingeflosssten Idee, jemandem Schaden zuzufügen.

Die ersten drei Tage halluzinierte die Kranke fortwährend und erzählte gern und ausführlich über das Geschehene, ohne im mindesten die Details zu ändern; am vierten Tag teilte sie dem Arzt mit Freuden mit, dass die Erscheinungen verschwunden seien: Alle Personen, der König, der Papst usw. hätten sie nämlich aus dem Hause ins Feld hinausgestossen. — Da wir eine grosse Suggestibilität bei der Kranken vermuteten, glaubten wir nun an ein vollkommenes Verschwinden, wenn auch nicht der Krankheit, so doch der absurd Visionen, um so eher, als wir uns in diesen drei Tagen viel mit der Kranken unterhielten und ihr logisch zu beweisen suchten, dass diese Personen

nicht existierten. Wir hatten also Grund, anzunehmen, das Resultat dieser Gespräche sei das Verschwinden der Halluzinationen.

Am nächsten Tage wurde die Kranke objektiv untersucht, wobei sich folgendes ergab: Starke Blutarmut. Nach der ersten und einzigen Geburt litt die Kranke seit 15 Jahren an Blutungen. Dann machte sie eine schwere Operation, die Entfernung des Uterus, durch. Andere Erkrankungen waren nicht beobachtet worden. Die Untersuchung des Nervensystems ergab folgendes: Die Pupillen gleichmässig, prompte Reaktion auf Licht und Akkommodation, Einengung des Gesichtsfeldes. Schlundreflex fehlt fast vollkommen. Geschmacks- und Geruchsempfindlichkeit verwirrt. Schmerz- und taktile Empfindlichkeit alteriert, indem Bezirke völliger Anästhesie mit solchen bedeutender Hyperästhesie abwechseln; im Laufe der Erkrankung ändern übrigens diese Bezirke ihre Verteilung.

Schleimhautreflexe, und zwar von der Nasenschleimhaut und von der Konjunktiva aus, herabgesetzt; Sehnenreflexe dagegen bedeutend verstärkt. Gang und Koordination der Bewegungen normal.

Aus den ausführlichen Erzählungen der Kranken ergab sich ferner, dass ihre Eltern gesund sind, und sie als Kind auch gesund war, dabei bemerkte sie aber, dass ihre ersten Halluzinationen schon im siebenten Jahre begannen. Sie erinnert sich, dass sie einmal von ihrer Mutter geschlagen wurde, weil sie (die Kranke) die Mutter gerufen, um ihr eine goldene Schale zu zeigen, auf deren Boden vier Lichter brannten. Seit ihrem siebenten Jahre verschwanden die Halluzinationen nicht mehr; sie trugen alle einen realistischen Charakter, stellten alle Vorgänge aus dem wirklichen Leben dar. In der Periode der Geschlechtsreife kamen noch somnambulische Erscheinungen hinzu. Mit 22 Jahren heiratete sie, nach 2 Jahren gebar sie einen Sohn. Während dieser ganzen Zeit blieben die Halluzinationen bestehen, die somnambulischen Erscheinungen verschwanden. Im 39. Jahre verlor sie ihren Mann, und seitdem wird sie von Halluzinationen verfolgt, die, wenn man sich so ausdrücken darf, einen märchenhaften Charakter annehmen. Sie verliess das Dorf und trat als Arbeiterin in eine Fabrik ein, musste aber oft ihre Arbeit unterbrechen, weil sie auf ihrem Arbeitsplatze statt der Arbeit andere Dinge sah. Zuweilen ging sie von ihrer Arbeit unbewusst fort und kam erst irgendwo weit in der Umgegend von Petersburg zu sich; sie wunderte sich selbst, wie dies geschehen konnte. — So lange ihr Bewusstsein klar war, verhielt sie sich kritisch zu allem und versuchte sich an alles zu klammern, um nicht von den Halluzinationen überwältigt zu werden. Aber ihre Bemühungen nutzten nichts. Sie, die früher religiös gewesen, konnte jetzt die Kirche nicht leiden, da die Krankheitserscheinungen ihre Aufmerksamkeit vom Gebet ablenkten und sie an Stelle der Heiligenbilder unpassende Visionen sah.

Wir haben schon erwähnt, dass die Halluzinationen der Kranken einen märchenhaften Charakter trugen. Zu dieser Kategorie gehört auch eine Vision, die bald ins Zentrum der Interessen der Frau J. rückte und ihr ganzes Wesen für lange Zeit beherrschen sollte. An einem Weihnachtsabend sass Frau J. allein in der Küche (sie war zurzeit im Dienst). Vor ihr auf dem Tische lagen

10 Eier; sie hatte vergessen, dass es strenger Fasttag war, oder war es vielleicht unter dem Einfluss der Halluzination — kurz, sie beschloss, ein Ei zu essen. Kaum hatte sie aber ein Ei zerschlagen, als ein Jüngling aus demselben hervortrat; er hatte ein weisses Kleid und einen goldenen Gürtel an. Als sie ein zweites Ei aufbrechen wollte, stieg aus diesem ein Mann hervor in einem roten Hemd und schwarzen Sammethosen, dem Anscheine nach ein Scharfrichter, nahm irgendwoher ein Messer und tötete damit den Jüngling. Dann verschwand alles.

An die Mannigfaltigkeit ihrer Visionen zwar gewöhnt, fühlte Frau J. jedoch, dass dieser Jüngling etwas Besonderes bedeutete. Es war, als ob sie wüsste, dass er noch einmal erscheinen würde und irgend eine Veränderung in ihrem Leben hervorrufen müsste. Ein paar Tage wartete sie auf ihn und etwa nach 5 Tagen erschien er wirklich. Diesmal sagte er ein paarmal das Wort: „lerne“. Nun wiederholte sich diese Halluzination viele Male und jedesmal mit demselben Ausgang, d. h. es erschien der zweite Mann, der Scharfrichter, und tötete den Jüngling. Frau J. behauptete, das vergossene Blut und den abgeschlagenen Kopf gesehen zu haben.

Beim Erwachen von der ersten Halluzination fand sich Frau J. ruhig an demselben Platz sitzend, nur, wie sie sagte, mit heftiger Atemnot. Der Befehl des Jünglings, zu lernen, gab der Frau J. zu denken. Einerseits stand sie schon unter seiner Macht und konnte sich davon nicht frei machen — andererseits schämte sie sich, als alte Person in die Schule zu gehen. Dennoch fing sie an, sich über Schulen für Erwachsene zu informieren. Als sie erfuhr, dass es Abendklassen für Erwachsene gäbe, ging sie mit Freuden hin und erlernte im Verlauf von 3 Monaten ziemlich schnell das Lesen und Schreiben. Was die Triebfeder dazu war, ist schwer zu sagen; es kann sein, dass der Wunsch, lesen zu können, schon früher in ihr wach gewesen, möglich, dass sie in der Kindheit danach gestrebt, aber durch das Leben im Bauernhause fortwährend davon abgelenkt wurde. Mit den Jahren wurde dieser Wunsch durch andere Lebenserscheinungen überschichtet, wenn man sich so ausdrücken darf, und in die unterbewusste Sphäre verdrängt. Er trat wieder an die Oberfläche, als Frau J. von ihren Bauern- und Mutterpflichten befreit worden war; ihr Sohn war nun erwachsen und verheiratet. Ausserdem kam diesem Wunsche das Beispiel der Kollegen in der Fabrik zu Hilfe, von denen viele lesen konnten und ihr oft aus den Zeitungen erzählten. Diese Erzählungen machten Eindruck auf Frau J., aber sie machte keinen Gebrauch davon im Leben; sie traten auch in die Sphäre des Unterbewussten, und nur einmal während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft mit der kranken J. kamen sie zum Vorschein. Das Lesenlernen befriedigte den Jüngling der Halluzination nicht; er kam oft mit einem Heft wieder, daraus schloss Frau J., dass sie auch schreiben lernen müsse; nach  $1\frac{1}{2}$  Monaten konnte sie richtig die Buchstaben schreiben, aber dies genügte auch nicht. Einmal kam der Jüngling zu ihr mit einem Heft, in dem unverständliche Zeichen geschrieben waren; diese schrieb sie nun in ihr Heft ab. Erst später wurde es der Frau J. klar, dass diese Zeichen Buch-

stabten eines ihr unbekannten Alphabets darstellten. Sie erlernte sehr schnell sowohl das Lesen wie das Schreiben dieser Schrift. Jetzt wurde sie von dem Drang zum Schreiben so sehr überwältigt, dass sie die Fabrik verliess, weil sie dort keine Zeit dazu hatte. Das ganze ersparte Geld gab sie für Schreibmaterialien aus; sie besass hunderte vollgeschriebene Bogen Papier, die sie sorgfältig vor ihren Verwandten und Bekannten verbarg. Ihre Papiere waren für sie das Teuerste in der Welt und gross war ihre Verzweiflung, als ihr Sohn dieselben einmal vernichtete. In der Periode der grössten Schreibwut war uns die Kranke noch unbekannt, so dass wir auch den Inhalt des Geschriebenen nicht kennen, denn ihr Sohn hatte gerade während ihres Aufenthaltes im Krankenhaus alle ihre Schriften vernichtet. Sie behauptet, sie habe aus dem Heft des Jünglings Erzählungen abgeschrieben, die ihr den Sinn des Lebens erklärten, aber den Inhalt selbst dieser Erzählungen konnte sie nicht wiedergeben, was sich daraus erklärt, dass sie überhaupt nicht imstande war, sich klar auszudrücken. Während sie unter unserer Beobachtung stand, stellten ihre Schriften nichts Interessantes dar; oft schrieb sie nur einzelne Worte und die russische Uebersetzung davon. Zuweilen aber waren ganze Seiten mit ihren neuen Buchstaben vollgeschrieben. Beim Besuch des Arztes reichte sie ihm das Heft mit einem besonderen, schüchternen Lächeln hin, indem sie sagte: „Das habe ich für Sie geschrieben.“ Auf meine Antwort, dass ich es nicht lesen könnte, sagte sie ungläubig lächelnd: „Wie so denn, Sie sind ja so gelehrt!“ In diesen vollgeschriebenen Bogen machte sie wahrscheinlich den Versuch, etwas Mystisches zu beschreiben, denn es waren meistens entweder einzelne Worte wie: Sterne, Engel, Gott, Gebet — oder Sätze wie: Die Sonne belebt alles.

Wir bemerken, wie schon früher erwähnt, dass das Ende der Halluzination stets das gleiche war: es kam der Scharfrichter, tötete den Jüngling, indem er ihn in Stücke zerschlug und wenn Frau J. nicht aufhörte zu schreiben, so schlug er ihr die Finger ab — sie hatte aber weder Wunden noch Blut bei sich bemerkt. Die ständige Wiederkehr desselben Endes deutet auf einen Kampf hin, den Frau J. für ihre Schrift führen musste; sie wurde ja von ihrem Sohn und dessen Frau stets ausgelacht, weil sie den Wunsch gehabt, zu lernen; ein paar Mal musste sie ihre Schriften vor dem Sohne retten, der sie in einem bösen Moment vernichten wollte. Als die Frau J. erfuhr, dass der Sohn ihre Papiere verbrannt hatte, äusserte sie, es sei für sie dasselbe, als ob er ihr die Seele aus dem Körper gerissen habe. Aber dennoch war sie nicht böse auf ihn, hatte bis jetzt auch keine Absicht, sich an ihm zu rächen.

In dieser, sich so lang hinziehenden Krankheit herrscht am meisten diejenige Halluzination vor, die von ihr das Lernen verlangte. Ausser dieser sind viele andere vor den Augen der Kranken vorbeigezogen, Halluzinationen, die bald mehr, bald weniger mit dem Leben im Zusammenhang standen. Wir kennen schon dies erste Bild der Halluzination — den römischen Papst usw. Das Material dazu boten wahrscheinlich die in der Schule gehörten Erzählungen, sowie die bunten Bilder der Laterna magica.

Die zweite Erscheinung, die Frau J. öfters während ihres Aufenthaltes im Krankenhaus verfolgte, war die eines epileptischen Kindes; dies musste sie

fortwährend auf Händen tragen, wobei sie deutlich sein verzerrtes Gesichtchen sah und seine Zuckungen fühlte. Es ist möglich, dass diese Halluzination aus dem Wunscho hervorging, ein zweites Kind zu haben, welches besser für sie passte, als ihr Sohn; durch sein Benehmen tief gekränkt, hoffte sie, vielleicht von diesem anderen Kinde besser verstanden zu werden. Weshalb das Kind der Halluzination an epileptischen Anfällen litt, ist schwer zu sagen; vielleicht war es der Eindruck, den die vielen Epileptiker im Krankenhouse auf sie machten.

Die dritte Halluzination, welche lange Zeit unsere Kranke befangen hielt, war die einer Schule, wo Kinder aus Bücher lernten, die mit ihrer Schrift geschrieben waren.

Neben diesen komplizierten Erscheinungen kamen auch einzelne unzusammenhängende Visionen vor, z. B. ein königliches Kind, das auf dem Boden der Kammer sass und das sie vor den übrigen Kindern retten wollte, weshalb sie es in Gedanken auf einen anderen Platz trug, meistens auf einen Baum oder unter freien Himmel. Ein anderes Mal sah sie die Gottesmutter, oder eine Taube, die zu ihr flog. Dies waren also die bunten Bilder der Halluzinationen von der Frau J.

Auf unseren Vorschlag, sich durch Hypnose behandeln zu lassen, ging sie willig ein und fügte sich gut der Suggestion. Schon nach ein paar Sitzungen verschwand die Halluzination vom epileptischen Kinde, wir merkten aber, dass die Kranke nicht mehr so gerne die Sitzungen besuchte, und aus den langen Unterhaltungen mit ihr schlossen wir, dass es ihr leid tat, sich von ihren Erscheinungen trennen zu müssen. Als wir ihr anboten, die Behandlung fallen zu lassen, erklärte sie, sie wolle gesund sein, die Geschichte mit dem Jüngling, das Erlernen der neuen Sprache sei aber Wirklichkeit. Im ersten Monat wurden die hypnotischen Sitzungen jeden Tag wiederholt, im zweiten jedoch mit Unterbrechungen. Schon im Anfang der Behandlung erklärte Frau J., sie fange an, schlecht zu schlafen, sei gereizt mit der Umgebung. Einmal schlug sie sogar ein krankes Mädchen dafür, dass jene plötzlich vor ihr stehen blieb, als sie, die Kranke, eine Tasse heißen Tee trug; sie hatte Angst gehabt, das Mädchen mit kochendem Tee zu begießen, riss rasch die Tasse zur Seite und verbrühte sich selber die Finger. Später aber schlug sie das Mädchen, weil es daran schuld war, wie sie meinte. Bei dieser Erzählung bemerkte die Kranke, sie sei es überdrüssig, allen zu verzeihen, sie wollte mit den Leuten ebenso umgehen, wie jene mit ihr; sie wolle auch etwas Angenehmes im Leben erfahren — da sie mit Gutem nichts erreichen könne, so wolle sie es mit der Gewalt versuchen. Dies alles wurde mit grosser Gereiztheit ausgesprochen. Den letzten Anstoß zu dieser Gereiztheit hatte ihr irgend eine Unzufriedenheit mit dem Sohne gegeben.

Wir glauben, dass dieser Wunsch, sich durch Gewalt etwas Gutes für das Leben zu erobern, jetzt erst aus ihrem Unterbewusstsein hervortrat; dieser Gedanke regte sie dermassen auf, dass sie bei den hypnotischen Sitzungen nicht mehr einschlief, sehr erregt wurde und uns oft bat, ihr einen Rat zu erteilen, wie sie sich ihr Leben einrichten sollte. Durch Unterhaltungen gelang es uns,

die Kranke zu beruhigen, und der Hypnotismus trat wieder in Kraft. Die Halluzinationen verliessen sie allmählig; Frau J. fühlte selbst, dass sie sich erholte, fing an, gut und viel zu arbeiten und wurde nach einiger Zeit in ein Asyl geschickt, nm noch unter ärztlicher Beobachtung zu bleiben. Wir erhielten ein paar Briefe von dort, in denen sie berichtet, dass sie ganz gesund sei.

Wenn wir nun das Bild dieser halluzinierenden Psychose näher betrachten, müssen wir auf die Erscheinung des Jünglings unsere Hauptaufmerksamkeit lenken. Er hatte sie gezwungen, nicht nur zu lernen, sondern sogar ihr eigenes Alphabet zusammenzustellen, oder richtiger: eine ganz neue, bis jetzt unbekannte Sprache zu schaffen. So weit es uns bekannt ist, gibt es in der Literatur der psychischen Erkrankungen wenig solche Fälle, die sich durch gleichartige schöpferische Arbeit auszeichnen. Flournoy gibt die Beschreibung einer Kranken, die eine Sprache schuf, deren man sich auf dem Planeten Mars bedienen sollte<sup>1)</sup>.

Die Schöpfung dieser Sprache stellt hier nur ein Glied in der be- harrlichen Kette der Halluzinationen dar, die im Verlauf vieler Jahre mit Unterbrechungen wiederkehren.

Der prinzipielle Unterschied zwischen unserem und dem Fall Flournoys ist jedoch der, dass jene Kranke ihre Sprache nur im Zu- stande der Halluzination beherrschte.

Der Hauptpunkt unserer Untersuchung liegt nun darin, sich klar zu machen, unter welche Kategorie der psychischen Tätigkeit die in der Schaffung der neuen Sprache bestehende Leistung der Frau J. gehört. Ihren Worten zu Folge schrieb sie nur ab aus den Heften des Jünglings.

Dieser Bericht klärt uns aber selbstverständlich nicht im geringsten über das Wesen des Vorganges auf. Eine Erklärung für denselben zu geben, hiesse, wie wir glauben, die Triebfeder, richtiger die Motivierung des Inhaltes der Halluzination zu eruieren. Der Schlüssel zu dieser Erklärungsweise liegt unseres Erachtens im seelischen Zustande im Moment der Erscheinung des Jünglings.

Wir wollen uns zunächst die Fragen stellen:

1. Warum begnügte sich die Kranke nicht mit ihrer Muttersprache?
2. Woher das Bedürfnis nach einer neuen?

Wir konstruieren nun in hypothetischer Weise als Leitfaden unserer Betrachtung eine folgende Kette von Gedanken und Empfindungen unserer Kranken, als deren Abschluss die eigenartige Halluzination auftritt. Aus ihren Erzählungen sieht man klar, dass ihr Leben wenig

---

1) Des Indes sur la planète Mars. Génève.

Angenehmes geboten; viele von ihren Wünschen blieben unerfüllt, z. B. ihr Wunsch zu lernen; später verlor sie ihre physischen Kräfte durch Krankheiten und durfte sich ohne die Einwilligung des Mannes nicht kurieren lassen. Vielleicht hatte sie gehofft, in der zweiten Hälfte des Lebens von ihrem Lohn Freude zu haben; auch diese Hoffnung sollte nie verwirklicht werden.

Als aufgeweckte, dazu auch noch hysterische Person, grübelte sie über jede Kleinigkeit nach, suchte für alles nach Erklärung, wenn sie auch nicht immer die richtige fand. Das Leben in der Stadt öffnete ihr die Augen auf ihr früheres Dasein und sie wurde sich dessen Schattenseiten noch deutlicher bewusst.

Im Anfang empfand sie sozusagen eine innere Unruhe, denn, indem sie die Schattenseiten des Dorflebens begriffen, fand sie auch in der Stadt keine Lichtseiten, die sie befriedigen konnten. Da kamen, wie es scheint, ihre Kameradinnen ihr unbewusst zu Hilfe und brachten einen Freudenstrahl in das verwirrte, unstete Wesen der Frau J. Wie schon erwähnt, hörte sie oft Gespräche über die Lage der Arbeiter, hörte Zeitungsartikel, und dies gab ihr wahrscheinlich den Anstoß zum Lernen, umso mehr, als es auch ihr früherer langersehnter Wunsch war, der ihr durch die Ungunst des Lebens nur allzulange versagt blieb und jetzt gewissermassen an die Oberfläche trat.

Eine gewisse Scheu, die Schule zu besuchen und das ironische Verhalten des Sohnes, legten Grund zu der Vision des Jünglings; es war, als ob er den Gegensatz zu beiden hemmenden Punkten bildete, indem er von ihr das Lernen verlangte. Und es war für sie ganz natürlich, sich seinem Willen zu fügen, weil sie ihr ganzes Leben lang gewöhnt war, sich den Gebilden ihrer Phantasie zu fügen.

Sie fuhr fort zu lernen und nach einiger Mühe fing sie an, die Konturen der Buchstaben zu behalten und dieselben zu kombinieren. Der immer wiederkehrende Jüngling flößte ihr Mut zum Kampf für die Schrift ein, zum Kampf für die langersehnte Lebensfreude, für den Sinn des Lebens.

Unter dem Einfluss der Halluzination hatte Frau J. das Lesen und Schreiben gelernt, aber auch nach dem Erlernen bemerkte sie keine Besserung für sich im Leben, keine Klärung. Sie las wohl Erzählungen aus der Geschichte, Beschreibungen verschiedener Länder, aber niemand erklärte ihr das, was ihr das ganze Leben gefehlt, was sie besonders stark empfunden, als sie die Last des Bauernlebens von sich gestreift hatte. Diese Enttäuschung im Lernen liess den Gedanken in ihr aufkeimen, dass das Ersehnte unmöglich durch die gewöhnliche Sprache zu erreichen war.

In ihrem naiven Glauben an die Allmacht der Schriftsprache noch unbirrt, glaubte nun die Kranke den Grund ihrer Enttäuschung hauptsächlich in dem Umstände erblicken zu müssen, dass es sich um ihre alltägliche Sprache handelt, in der sie ihre kleinen prosaischen Gedanken ausgedrückt hat. In dieser Sprache hörte sie das Schelten ihres Mannes, den Spott ihres Sohnes.

Das, wonach sie strebte, das mysteriös Neue und Unbekannte, verlangte eine andere Sprache, andere Worte, und hier kam ihr der Jüngling als Lehrer zu Hilfe; er brachte ihr das Alphabet einer ihr unbekannten Sprache. Sie erwartete viel vom Lesen in dieser Sprache, und wir glauben, dass sie auch befriedigt wurde. Sie behauptete, aus dem Heft des Jünglings hätte sie alle Lebensregeln gelernt — leider haben wir diese Hefte nicht gesehen; in denjenigen, die wir besassen, waren nur einzelne Worte, wie z. B. der Himmel, die Sterne, der Mond und nur selten ganze Sätze. Die Auswahl dieser Worte deutet auf eine mystische Stimmung der Kranken. Sie bewunderte alles, was ihr nicht nahe lag; es schien ihr, als ob das Geheimnisvolle und Herrliche ihr Leben und sie selber besser und schöner machen müsste. — Es kamen auch gewöhnliche Worte bei ihr vor, mit denen sie von Kindheit auf sozusagen eng verwachsen war, so z. B. Feld, Weg, Feldrain, aber in der Uebersetzung in ihre neue Sprache klangen sie schöner, z. B. Gamanie, Vischa, Tcheka, Schachta; sie trugen einen weniger alltäglichen Charakter. Oft fanden wir in ihren Heften abgerissene Konjugationen von Verben, was darauf hinweist, dass sie es auch mit echter Satzbildung versuchte; außerdem schrieb sie die Konjugationen, meistens auf unsere Bitte hin, z. B.:

Geni — sprich

Genu = ich spreche

Gen, Gena — er, sie sprach

Ali — sieh, alu, alt, alta

Delu — geh, deli, delu, delsa.

Wenn wir alle die vorhandenen Hefte durchsehen, glauben wir beinahe mit Bestimmtheit sagen zu können, dass die übrigen Schriften, auf die Frau J. sich bezieht, kaum etwas anderes, Vollkommeneres oder Komplizierteres enthielten; wahrscheinlich würden wir auch dort einzelnen Worten begegnen, die, in fremdklingenden Lauten ausgedrückt, die Kranke angenehm erregten, ja sie in Exstase versetzten. Diese Stimmung verdankte sie ihrem Lehrer, dem Jüngling. Deshalb tat es ihr so leid, sich von dieser Halluzination zu trennen; deshalb erklärte sie uns, als die Halluzinationen nachliessen, sie halte den Jüngling und seine Schriften dennoch für etwas Reelles, Wahres.

Nachdem wir uns bis zu einem gewissen Grade ein Verständnis für die eigentümliche Richtung der Halluzinationen der Frau J. gebahnt haben, wollen wir versuchen, die psychische Leistung der Patientin zu bewerten, resp. dieselbe einer bestimmten Kategorie der geistigen Tätigkeit zuzurechnen.

Handelt es sich sozusagen um eine blosse Rekombination bekannter Elemente, oder liegt uns eine echte schöpferische Leistung vor? War die Kranke gewissermassen aus dem Rahmen ihrer Persönlichkeit herausgetreten?

Wir wollen nun die Sache näher untersuchen.

Als Rekombination können wir eine neue Kombination von schon bekannten Tatsachen bezeichnen. In unserem Falle wäre es denkbar, dass die Frau J. aus den erlernten Buchstaben neue Worte kombiniere, nach einem einfachen, ein für alle Male erdachten Rezept ganz schablonenmässig gewisse Buchstaben vertausche, Silben umsetze, oder bestimmte Endigungen hinzufüge usw.

So pflegen Kinder zu tun, wenn sie eine neue Sprache erfinden wollen. Sie setzen Silben um oder Silben zu, stets in gleicher Weise, führen mit anderen Worten Rekombinationen aus.

Frau J.'s Sprache bietet jedoch ganz neue originelle Züge und namentlich das wichtige Element der Mannigfaltigkeit der Erfindung.

Wenn wir ihre Buchstaben näher betrachten, finden wir keine Aehnlichkeit mit den in der Schule gelernten Buchstaben. (Siehe umstehende Abbildung.)

Ihr Alphabet hat überhaupt keine Aehnlichkeit mit irgendeinem bekannten anderen.

Vergleicht man einen Buchstaben nach dem andern mit den russischen Schriftzügen, so findet man eine entfernte Aehnlichkeit nur in drei Fällen:

Das d ähnelt dem russischen f, aber verkehrt gesetzt, das p dem b, das m dem x (russisch als ch gelesen).

Alle übrigen Buchstaben haben ganz eigenartige Konfigurationen.

Wir wollen uns jetzt etwas genauer ihre Worte ansehen.

Es fällt uns vor allem die Verschiedenheit der Silbenzahl in ihrer Sprache im Vergleich zu den entsprechenden russischen Worten auf.

#### Russisch:      Frau J.'s Sprache:

Feld	Pole	Gamanie
Streifen	Polossa	Wischa
Weg	Doroga	Schachta
Wolke	Oblako	Krutos

a t w q d j e s i k l m n o  
 K D M S P V Z F Q Y R X A N  
 a d G n O M C B Z U K N M H O

Russisch

r r s t u f ch z tsch sch s t s c h  
 & Z E R X g R P D P b u m n & A  
 n p c m y p X W g U M W g V T H m u

Russisch

	Russisch:	Frau J.'s Sprache:
Sonne	Solnze	Wolmie
Mond	Luna	Lon
See	Osero	Rudin
Meer	More	Ermina
Licht	Swet	Wites.

In einigen Fällen ist eine Uebereinstimmung in der Silbenzahl mit der russischen Sprache zu konstatieren:

	Russisch:	Frau J.'s Sprache:
Fluss	Reka	Lira
Morgenrot	Sarja	Gowsa
Feldrain	Meja	Tscheka
Stern	Swesda	Sites
Wiese	Lug	Gult
	usw.	

Es ist höchst sonderbar, dass Frau J. auch für Eigennamen ganz neue Laute zu finden weiss; als Beispiel möge folgendes angeführt werden:

	Russischer Name: in Frau J.'s Sprache:
Iwan	Argent
Jegor	Arfot
Alexander	Arfent
Michael	Alsont
Dimitri	Alsan
Gabriel	Algart
Theodor	Damis
Rødion	Dorment
Diomid	Dorgen.

In der gegebenen Wortliste können nur zwei Worte — Lon — Luna (Mond) und Gult — Lug (Wiese) — als Rekombination betrachtet werden. Hier ist die Kombination auf zweierlei Weise geschehen: im ersten Fall Lon — Luna ist ein Vokal durch einen anderen nebenstehenden ersetzt, o statt u; und der letzte Buchstabe fällt weg. Im zweiten Fall ist es aber dasselbe Wort, nur rückwärts gelesen unter Zufügung eines t: Lug — Gult.

Es wird demnach nicht einmal in diesen zwei Wörtern, die als einfache Rekombination imponieren, das für letztere wohl essentielle der schablonenmässigen Umformung eingehalten. Beide Worte wurden nach verschiedenen Verfahren geformt und das ist schon immerhin eine

Leistung für einen Menschen, der kaum die gewöhnliche Schriftsprache zu bewältigen gelernt hat.

Indem wir also das von J. in ihren Halluzinationen geleistete viel höher als eine einfache Rekombination bewerten müssen, wollen wir versuchen, die Frage zu beantworten, ob ihre Sprache als eine wirkliche „Schöpfung“ betrachtet werden kann.

Eine objektive Definition des Begriffes „Schöpfung“ ist garnicht leicht und dürfte wohl kaum auf eine allseitige Anerkennung rechnen. Wir persönlich schliessen uns der Definition Ribots an, die mit der Formulierung Machs im allgemeinen übereinstimmt. Der schöpferische Akt wird durch folgende Momente charakterisiert: 1. Das Streben, der Impuls. 2. Die durch den Impuls hervorgerufene Kombination der Bilder. 3. Die Realisation derselben in eine entsprechende Gestalt. Laut dieser Formulierung muss das schaffende Subjekt sich in einem Affektzustande befinden.

Bei Frau J. treffen alle diese Voraussetzungen zu: Sie strebt sehr intensiv danach, ihr Leben neu zu gestalten, obwohl ihr die Wege dazu zunächst noch ganz dunkel waren.

Als Fingerzeig dazu erscheint ihr das Erlernen der Schriftsprache, ein Streben, welches in der Fabrik unter dem Einfluss der Kameradinnen noch verstärkt wird.

Das ironische Verhalten des Sohnes wirkt anspornend, denn sie will als hysterische Person stets ihren Willen durchsetzen.

Der Impuls fällt auf dankbaren Boden; es ist natürlich, dass bei einem Menschen, der von Kindheit auf halluziniert, der Inhalt der Halluzination von den neuen Seelenerlebnissen beeinflusst wird. Das letzte Seelenerlebnis für Frau J. war das Erlernen des russischen Alphabets; aber diese Errungenschaft zog eine grosse Enttäuschung nach sich. Es ist demnach begreiflich, wieso das Lernen zum Objekt der Halluzination wurde und solche phantastische Form annahm.

Wir wollen übrigens nicht behaupten, dass der beobachtete Inhalt der Halluzination als das einzige logisch annehmbare Motiv auftritt; es wären eben solche, dem Inhalte nach mystische Halluzinationen logisch auch in russischer Sprache verständlich. Aber was wir hier beobachten, stellt einen, wenn man so sagen darf, intensiveren Drang vor, sich aus dem Rahmen der Umgebung loszureißen. Das Erlernen der gewöhnlichen Sprache hatte ihr nicht viel geholfen.

Es musste daher nach etwas Neuem gesucht werden. Ihr Gehirn arbeitet darauf los, das geringe Wissen, das sie besitzt, in etwas Neues zu verwandeln. Sie träumt von irgendwelchen Lebensregeln, die in einer anderen wunderbaren Sprache zu ihr klingen, und aus dem ihr

halbbekannten Alphabet realisiert sie neue Buchstaben, neue Worte. Sie glaubt daran, dass diese Zeichen ihr den Weg zu einem neuen Leben eröffnen werden.

In dieser Weise ging wohl der Vorgang der Schöpfung der neuen Sprache vor sich, wobei das spärliche Kenntnismaterial der Kranken überall deutlich hervortritt; ihre Schrift zeichnet sich durch grosse Phantasiearmut aus: wir sehen nur einzelne Worte und Sätze darin. Die Kranke fühlt es freilich anders, sie erblickt in ihrer Leistung etwas Höheres, was ihr Genugtuung und Ruhe verschafft.

Der schöpferische Akt bezieht sich demnach nicht auf den Inhalt, sondern nur auf die Ausdrucksmittel.

In besonders prägnanter Weise macht sich dieser unendlich naive Glaube an die Bedeutung der Ausdrucksmittel als Werkzeug der Erkenntnis, in der Schaffung neuer Worte für Eigennamen, was ja dem gewöhnlichen Usus ganz zuwiderläuft, bemerkbar.

Es mag unsere Beurteilung subjektiv sein, es kommt uns aber vor, als ob für das russische Ohr die von Frau J. erfundenen Eigennamen besonders klangvoll und sozusagen pompös klingen.

Wir müssen nun in unserem Erklärungsversuch noch einen Schritt weitergehen: es wäre ja, wenn wir von unserer Motivierung der Halluzinationen der Frau J. ausgehen, an sich genügend, sich fremdartiger Laute zu bedienen, wozu dann das neue selbsterfundene Alphabet?

Es kommt nicht selten vor, dass Kranke unverständliche Worte gebrauchen, die für sie voll Bedeutung sind. Sie benutzten jedoch dazu keine neuen Schriftzeichen.

Frau J. hatte aber ein solches geschaffen und zwar eins mit der gleichen Buchstabenzahl und Aussprache wie das russische. Es liegt hier ein gewissermassen impulsiver Akt vor: Sie hatte eben das Lesen gelernt, schwer und langsam schritt diese Arbeit fort, und eben diesem Umstände ist es wohl zu verdanken, dass bei ihr der Gedanke festhaften blieb, das Erwerben einer neuen Sprache hing wesentlich mit dem Erlernen neuer Buchstaben zusammen.

Es hätte gewissermassen in die gehobene, sehn suchtsvolle, mystische Stimmung der Kranken nicht hineingepasst, wäre der Jüngling mit einem mit dem russischen Alphabet beschriebenen Heft erschienen.

Es fehlte auch nicht das letzte, von den erwähnten Autoren postulierte schöpferische Moment: Frau J. befand sich während des Schreibens in sehr gehobener Stimmung; die Arbeit nahm sie so sehr in Anspruch, dass sie auf die Umgebung garnicht achtete. In den Momenten, da sie von der Schreiblust ergriffen war, konnte sie nicht mehr davon lassen, sie sagte, der Jüngling zwinge sie zu schreiben. So konnte sie stunden-

lang schreiben, wenn immer neue und neue Zeichen auf sie eindrangen. Indem sie leise und unverständlich vor sich himmurmelte, geriet sie in Entzücken über neugebildete Worte. Nach einer für eine Ungebildete jedenfalls anstrengenden und ermüdenden Arbeit fühlte sie sich glücklich über die erreichten Resultate. Manchmal aber fanden wir sie in einem qualvollen Zustand; sie war traurig, weinte und in solchen Momenten war ihr Lehrer, der Jüngling, nie bei ihr. Man kann wohl annehmen, dass es Momente waren, in denen es ihr nicht gelang, ihr zusagende Sätze, vielleicht auch neue Worte zu bilden.

Jeder „Schreibanfall“ war mit einem Stück schöpferischer Tätigkeit verbunden; denn, wie noch hervorgehoben werden muss, wurde die neue Sprache nicht mit einem Schlag errungen: sowohl die einzelnen Buchstaben des Alphabets, als auch der Wortvorrat kamen erst nach und nach und jede neue Erscheinung des Jünglings machte J. um ein paar Worte reicher.

Wenn wir zum Schluss uns noch einmal das von uns entworfene Krankheitsbild vergegenwärtigen, so können wir dasselbe für einen ganz eigenartigen Fall einer sozusagen in eine Halluzination projizierten schöpferischen Tätigkeit erklären, in welcher sich alle Glieder in logisch lückenloser Weise aneinanderreihen, mit Ausnahme eines einzigen: aus den Aussagen der Patientin war es unmöglich, einen befriedigenden Aufschluss darüber zu erhalten, woher ihr der Sinn der fremdartigen Schriftzeichen und Worte verständlich wurde. Es lässt sich vielmehr aus den Andeutungen der Frau J. schliessen, dass den unbekannten Schriftzeichen eine Erklärung in russischer Sprache im Hefte des Jünglings nicht gegeben wurde. Die beste Erklärung für diese Lücke ist wohl darin zu suchen, dass in der sonst rein optischen Halluzination das betreffende Glied durch ein akustisches ersetzt wurde.